State Hist Society

Nebraska Staats-Anzeiger.

Lincoln, Neb., Donnerstag, 6. September 1894. (Unabhängiges Organ für den Staat Nebraska.) Jahrgang 15. No. 16.

Große Waldbrände.

Ungefähr 1000 Personen vermißt.

Minnesota der Unglücksstaat.

Ein katholischer Priester in Frankreich hingerichtet. — Der Czar liegt schwer krank darnieder. — Will Satolli ermorden.

Petersburg. Der Gesundheitszustand des Czaren verursacht in ganz Rußland allgemeine Besorgniß. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß er von einem schweren Nierenleiden bedroht ist. Es war Allen, die ihn sahen, schon seit einiger Zeit ersichtlich, daß er ein kranker Mann ist. Er ist mager geworden, seine Gesichtsfarbe ist bleich und er sieht wie ein sehr ermüdeter Mann aus. Darüber wurde unter den Leuten, welche dem vor Kurzem stattgehabten Stapellaufe des gepanzerten Kreuzers „Admiral Seniavine" beiwohnten, allgemein gesprochen.

Halbamtlich wird erklärt, daß der Gesundheitszustand des Czaren der einzige Grund für das Absagen des Manövers sei, welches bei Smolensk stattfinden sollte. Als Professor Secharen zum Czaren nach Petersburg berufen wurde, waren die Palastärzte der Ansicht, daß letzterer an einer wandernden Niere leide. Professor Secharen erklärte nach gründlicher Untersuchung, daß der Czar zwar nicht an dieser gefährlichen Krankheit, aber an der Albuminuria leide.

Die ferneren Schritte der kaiserlichen Familie werden von den Fortschritten der Krankheit des Czaren abhängen. Letzterer wird sich ohne Zweifel nach Copenhagen begeben, da seine Aerzte der Ansicht sind, daß die Fahrt und der Luftwechsel wohlthätig auf ihn wirken werden. Professor Secharen wird zum Inspektor der medizinischen Angelegenheiten des Hofes ernannt werden, damit derselbe im Stande sei, beständig um den Czaren zu sein und die Veränderungen im Zustande desselben genau zu beobachten

Laval, Departement Mayenne, Frankreich. Die Stadt war am verflossenen Dienstag mit Menschen angefüllt, welche gekommen waren, um die Hinrichtung von Bruneau, des früheren Vicars von Entrames, zu sehen, welcher am 13. Juli im Assisenhofe von Mayenne des Mordes, des Raubes und der Brandstiftung schuldig befunden und zum Tode verurtheilt wurde. Tausende von Bauern, welche begierig waren, die Hinrichtung zu sehen, hatten Lebensmittel auf mehrere Tage mitgebracht und lagerten in den Straßen, in denen sie ihre Zeit mit Essen und Trinken und Schlafen verbrachten, wenn sie nicht gerade in der Nähe des Gefängnisses umherstreiften und Lieder mit dem sich stets wiederholenden Refrain „Bruneau. Sein Kopf ist es, den wir wollen!" sangen, unter dem Fenster der Zelle des Gefangenen rohe Witze rießen, welche wieherndes Gelächter hervorriefen.

Der Scharfrichter Deibler war angekommen und der Verurtheilte konnte den Lärm deutlich hören, so daß er durch diese Folter einen geistigen Tod erlitt. Es war eine große Anzahl Truppen zur Erhaltung der Ordnung anwesend. Die Hinrichtung nahm einen viel ruhigeren Verlauf, als die Behörden erwartet hatten. Der Hinrichtungsbefehl lief erst um 5 Uhr ein, nachdem kurz vorher von Monsieur Deibler und seinen Assistenten mit der Aufstellung der Guillotine begonnen worden war. Die Zuschauermenge, die sich früh eingefunden hatte, war bald auf 8,000 Köpfe angeschwollen. Der Anwalt des Verurtheilten hatte sich in Paris bemüht, eine Umwandlung der Todesstrafe zu bewirken, aber Präsident Casimir-Perier hatte sich geweigert, Milde walten zu lassen, zur großen Genugthuung der Bewohner von Laval, die über die Bemühungen des Anwaltes in hochgradige Entrüstung gerathen waren.

Bruneau war wach, als der Staatsprokurator, der Untersuchungsrichter und die anderen Beamten in seine Zelle traten, um ihm anzukündigen, daß seine letzte Stunde geschlagen. Ohne weitere Hilfe vollendete der Todeskandidat seine Toilette und ließ sich sodann in die Gefängnißkapelle führen, wo die Vertreter der Presse ihn erwarteten. Als er am Weihwasser vorüberging, tauchte er seine Finger hinein, kniete nieder und bekreuzigte sich mit größter Andacht. Man führte ihn demnächst zu dem Altar, vor dem er ein Gebet verrichtete, und nachdem er dem Gefängnißkaplan gebeichtet, was 10 Minuten in Anspruch nahm, begann die Messe, welcher der Verurtheilte äußerst andächtig folgte.

In augenscheinlich sehr bußfertiger Stimmung ließ er sich dann zum Frühstück führen, nach welchem er wieder mit dem Gefängnißkaplan sprach und den Wunsch äußerte, daß die Geistlichkeit ihm den Bruch seines Keuschheitsgelübdes verzeihen möge. Darauf erklärte er, daß er bereit sei, und ging sehr gefaßt zum Schaffot, wo jedoch seine Kaltblütigkeit ihn zu verlassen schien. Auf der Plattform des Schaffots küßte er inbrünstig das ihm vom Kaplan hingehaltene Kruzifix, murmelte ein kurzes Gebet mit gen Himmel gerichteten Augen und wurde sodann auf ein von Deibler gegebenes Zeichen rasch auf die Bascule geschoben. Im nächsten Augenblicke fiel das Messer und der Kopf des Priesters rollte in den Korb, während die Menge laut „Bravo!" rief.

Der Hingerichtete hatte seinen Vorgesetzten, den alten Abbe Fricot, zuerst durch einen Schlag besinnungslos niedergestreckt, dann in einen Brunnen geworfen und mit Stücken Holz, die er auf ihn warf, vollends getödtet. Außerdem war er mehrerer Raubanfälle, sowie der Ermordung einer Wittwe, mit der er unerlaubte Beziehungen unterhalten hatte, dringend verdächtig.

New York. Im Harlem-Polizeigerichte erschien der angeblich irrsinnige Edward Stolz, der im Verdacht stand, den päpstlichen Ablegaten Satolli ermorden zu wollen. Stolz ist ein wild und trotzig blickender Geselle, der allem Anschein nach an Säuferwahnsinn leidet. Er ist anständig gekleidet und scheint eine gute Schulbildung genossen zu haben. Ein Polizist hatte ihn auf der King's Bridge Road verhaftet, weil er fortwährend mit lauter Stimme die Worte: „Tödte ihn! Tödte ihn!" ausgerufen und dabei mit der rechten Hand nach einem eingebildeten Gegenstande ausgeholt hatte. Nach dem Polizeigewahrsam gebracht, erklärte der Arrestant, der, nebenbei gesagt, barfuß war, daß er früher in Meadville, Pa., eine Wirthschaft betrieben habe. Er habe dieselbe verkauft und sei hierher gereist, da Gott ihm befohlen habe, Satolli zu ermorden. Er habe keinen Haß gegen Satolli, wolle aber allen Priestern den Garaus machen. Ein aus zehn Personen bestehender Club, zu welchem auch er gehöre, habe sich gebildet, um alle Priester zu tödten. Er sei von dem Club ausgewählt worden, um den ersten Streich zu führen. In der Gerichtssitzung war der Verhaftete ziemlich ruhig und vernünftig, ohne jedoch von seiner Angabe abzugehen, daß es seine Mission sei, Satolli zu ermorden. Er wurde behufs Untersuchung seines Geisteszustandes nach dem Bellevue Hospital geschickt.

New York. Von den drei Vanderbilts schlägt nur Cornelius dem Commodore nach, dessen Geschäftssinn und Vorliebe für das Wasser er geerbt hat, nicht für das gebrannte oder gegohrene, sondern das Wasser, auf dem man sich mit Schnellsegeln vergnügt. William K. Vanderbilt ist ein Lebemann, der sich mehr um die Freuden dieser Erde kümmert, als um das Geschäft wie sein Bruder Cornelius, oder geistige Genüsse wie sein Bruder George. William K. Vanderbilt treibt den heiteren Lebensgenuß so weit, daß seine Frau jetzt im Begriff steht, sich von ihm scheiden zu lassen, und wie man in der Vanderbilt'schen Familie zu leben gewöhnt ist, geht daraus hervor, daß seine Frau eine halbe Million Dollars jährliche Unterhaltsgelder verlangt und als Zugabe sämmtliche Paläste, die ihrem Manne in den Ver. Staaten—und William hat deren eine ganze Menge — gehören, die Kinder und paar Yachten. Man sieht, die Vanderbilt verstehen zu leben. Die drei haben zusammen in ihren städtischen und ländlichen Wohnsitzen 15 Millionen stecken, die Astor nur 3 Millionen, wiewohl deren Grundbesitz in New York sich auf 60 Millionen beläuft. Doch Astor wird das Versäumte jetzt in London nachholen, nachdem er sich dort dauernd niedergelassen hat.

St. Paul. Das ungefähr halbwegs zwischen hier und Duluth gelegene Städtchen Hinckley ist von Waldbränden zerstört worden und die Zahl der dabei Verunglückten mag 1000 betragen. Es sind allermindestens 200, und nach den jetzt einlaufenden Berichten zu schließen, dürfte die erwähnte Ziffer kaum zu hoch gegriffen sein. Auf dem Zuge, der von dort hier einlief, befanden sich ein paar Passagiere, die durch die in Flammen stehende Gegend gekommen waren. Sie schildern grauenhafte Scenen. Der Zug von Duluth erreichte einen 1½ Meilen nördlich von Hinckley gelegenen Punkt bald nach Mitternacht und mußte wegen der drohenden Flammen fünf Meilen zurückfahren. Ein halbes Dutzend Passagiere jedoch verschafften sich einen Handwagen und fuhren durch das Feuermeer bis nach Hinckley, nördlich von wo sie den hierher gehenden Zug bestiegen und die Reise fortsetzten. Während der Fahrt auf dem Handwagen zählten sie neben dem Geleise 27 Leichen; in Hinckley wurden am Morgen 17 Leichen gefunden und bis 1 Uhr Nachmittags waren 21 mehr entdeckt worden. Es wird erzählt, daß die Bewohner von Hinckley in die Wälder flohen, als ihre Häuser Feuer fingen, und da die Wälder später in Brand geriethen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sehr viele Menschen dort ihr Leben verloren. Die niedrigste Schätzung der Opfer ist 200. Die ganze Gegend um Hinckley steht in Flammen, und der ganze Umfang der Katastrophe wird sich erst später übersehen lassen.

Man fürchtet, daß noch mehrere andere Orte von einem gleichen Schicksale ereilt worden sind. Das Oertchen Millaca bat um Beistand, jedoch war der Zug mit Spritzen und Feuerwehrleuten, welcher dorthin abgesandt wurde, außer Stande, weiter als bis Bridgeman zu gelangen. Seitdem hat man noch keine weitere Nachricht aus Millaca erhalten. Auch um Bridgeman herum waren die Flammen sehr drohend, und da in jener Gegend große Dürre herrscht, fürchtet man das Schlimmste. Die Leute, welche auf einer Dresine durch die in der Umgegend von Hinckley tobenden Flammen fuhren, trugen schwere Brandwunden davon, welche sich indeß nicht als tödtlich erweisen werden. Die Berichte der Leute über das, was sie gesehen haben, lauten sehr traurig. Eine Frau, welche sich augenscheinlich bemüht hatte, ihre fünf Kinder zu retten, wurde von den Flammen ereilt und die ganze Familie kam dicht am Eisenbahngeleise um. An einer anderen Stelle lief eine Mutter in ihr in Flammen stehendes Haus, um ihr Kind zu retten. Ihr Mann folgte ihr und bald darauf stürzte das Haus über ihnen ein. Der Personenzug von Duluth, auf welchem sich die oben erwähnten Leute befanden, ist verbrannt und die übrigen Passagiere sind in einen Sumpf in der Nähe von Skunk Lake geflüchtet, wo sie von Flammen umringt sind. Der Locomotivführer trug schwere Brandwunden davon, jedoch harrte er auf seinem Posten aus und brachte sämmtliche Passagiere wohlbehalten durch das Feuer.

Die Mauern des Schulhauses, der eiserne Zaun um den Platz, auf welchem die Stadthalle stand und ein Nebengebäude sind Alles was von Hinckley übrig geblieben ist. Der Ort bestand aus etwa 350 Häusern, von denen etwa 20 Kaufläden waren.

In dem Augenblicke, in welchem die Bewohner des Ortes die Löschversuche als hoffnungslos aufgaben, traf ein von Süden kommender Zug der Eastern Minnesota Eisenbahn ein und die entsetzten Leute suchten auf demselben Zuflucht. Es wurden dem Zuge mehrere Güterwagen angehängt und diese waren bald mit Männern, Frauen und Kindern angefüllt. Alle waren nur mangelhaft bekleidet und nur wenige von ihnen trugen Bündel, in denen die wenigen Habseligkeiten enthalten waren, die sie gerettet hatten. Familien wurden von einander getrennt. Kinder verließen die Eltern und schlossen sich dem großen Haufen an. Im Ganzen gelangten etwa 450 Menschen auf den Zug, welcher einen kurzen Vorsprung vor dem Feuer hatte und wohlbehalten nach Duluth gelangte. Wenn diese Menschen meist Frauen und Kinder den unglücklichen Ort nicht noch rechtzeitig verlassen hätten, dann wäre der Verlust an Menschenleben noch weit größer gewesen sein. Um etwa dieselbe Zeit ging der Accomodationszug der Hinckley und St. Cloud Zweigeisenbahn nach dem letztgenannten Orte ab. Auf diesem Zuge befanden sich etwa 23 Passagiere. Derselbe mußte durch die Flammen fahren und die Lage der auf dem Zuge befindlichen Menschen wurde bald verzweifelt. Die Bahnschwellen brannten, die Schienen bogen sich und die Brücken schwankten unter dem Zuge. Der Rauch war so dicht geworden, daß der Locomotivführer nichts sehen konnte. Brennende Bäume lagen quer über dem Geleise und wurden von der Locomotive bei Seite geschoben. Plötzlich brach das Geleise zusammen und der Zug stürzte um. Es wurde Niemand verletzt und es gelang den Leuten mit geringen Brandwunden und Schürfungen die in einer Lichtung stehende Station Pokeguma zu erreichen. Indeß verbrannten längs des Geleises vier bis fünf Menschen, darunter Dr. Kelcey von New Brighton.

Die in Hinckley zurückgebliebenen Menschen befanden sich in einer anscheinend fast hoffnungslosen Lage. Den Flammen entfliehen konnten sie nicht. Die Männer hatten die letzteren bereits stundenlang bekämpft und die Frauen und Kinder waren von panischen Schrecken erfüllt. Es wurden Pferde vor Buggies und Wagen gespannt und Frauen und Kinder eilig auf dieselben geladen. An das Retten ihrer Habseligkeiten dachten die Leute gar nicht. Etwa 200 Personen verließen den Ort theils in Wagen, theils zu Fuß und drangen nördlich durch den Wald und setzten über den Grindstone River, welcher sich nördlich vom Orte hinzieht. Ihr Ziel war ein unfern gelegener Sumpf. Aber auch dieser gewährte ihnen keinen Schutz. Das Feuer ließ sie nicht weiter und einige der Leute ließen ihre Fuhrwerke im Stiche und drangen tiefer in den Sumpf ein. Aber auch dort wurden sie von den Flammen ereilt und keiner der Unglücklichen entkam. Auf einem kleinen Raume von wenig mehr als fünf Ackern wurden 130 Leichen gefunden. Es befanden sich darunter viele aus fünf bis sechs Mitgliedern bestehende Familien und ihre Leichen lagen dort zusammen, der Mann meist etwas entfernt und die Mutter umringt von ihren Kindern. Fast sämmtliche Leichen waren nackt, da die Kleidungsstücke verbrannt waren. Viele der Leichen waren bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, so daß Identifizirung gänzlich außer Frage ist. Diejenigen, welche zu Fuß nördlich flohen, folgten dem Geleise der Duluth-Eisenbahn, jedoch folgten ihnen die Flammen so rasch, daß viele von ihnen längs des Geleises liegen blieben. Nahezu dreißig Leichen wurden auf dieser Strecke gefunden.

Einige der vordersten Flüchtlinge trafen den von Norden kommenden Zug der Duluth-Eisenbahn, welcher um 4 Uhr 5 Minuten in Hinckley fällig war. Lokomotivführer Jim Root hielt den Zug an und nahm etwa 125 Flüchtlinge auf, welche mit den bereits auf dem Zuge befindlichen Passagieren denselben vollständig füllten. Der Wald brannte bereits zu beiden Seiten des Geleises lichterloh und der Lokomotivführer fuhr mit dem Zuge rückwärts. Die Hitze war so groß, daß die Wagen knisterten. Root fuhr nach dem etwa drei Meilen entfernten Skunk Lake zurück und die Leute retteten sich aus den brennenden Wagen in's Wasser, so daß weder Jemand von den Passagieren, noch von den Flüchtlingen umkamen.

Etwa 100 der in Hinckley gebliebenen Leute flohen in eine etwa zehn Acker umfassende Kiesgrube, welche mit Regenwasser angefüllt war, und dieser verdanken sie ihr Leben. Sie blieben stundenlang in dieser Wasserpfütze, während sich Rauch und Flammen über ihren Köpfen hinwegwälzten. Sie bespritzten einander mit Wasser und bedeckten ihre Köpfe mit nassen Kleidungsstücken. Ein unbekannter Mann stürzte in's Wasser und ertrank. Andere suchten im Grindstone River und unter den beiden großen Eisenbahnbrücken Zuflucht. Viele von diesen entkamen und einige ertranken. Frau Martin Martinson und ihre vier kleinen Kinder ertranken und ihre Leichen wurden aus dem Flusse gezogen.

Gefährliche Wracks.

Während der zunehmende Weltverkehr die alten See-Unholde, welche gelegentlich den Schiffer ängstigten, den Fliegenden Holländer, den Klabautermann und alle ähnlichen Phantasiegebilde, vom Ozean vertrieben hat, stellen sich in neuester Zeit sehr viele Schreckensgestalten auf den Hauptfahrgebieten des Atlantischen Ozeans ein. Es sind dies die treibenden Wracks, deren Zahl nun schon so sehr angeschwollen ist, daß die Regierung der Ver. Staaten Kriegsschiffe ausgesandt hat, um jene gefahrbringenden Irrfahrer an der amerikanischen Seite zu zerstören.

Die monatlichen Lootsenkarten des Hydrographischen Amtes in Washington bringen regelmäßig Mittheilungen über die Positionen, in denen Wracks auf dem Ozean angetroffen wurden. Diese Notizen sind von besonderem Werthe für den Seefahrer, indem sie wenigstens ungefähr die Gegenden angeben, in denen sich herrenlose Schiffskörper zur Zeit umhertreiben. Manche der letzteren machen höchst merkwürdige und lang andauernde Irrfahrten durch die Ozeane. So ist besonders das Wrack des Schooners „Fannie E. Woolston" durch sein Umhertreiben im Atlantischen Ozean berüchtigt. Das Schiff wurde nördlich vom Kap Hatteras im Oktober 1891 von der Mannschaft verlassen, weil Feuer an Bord ausgebrochen war. Das Wrack trieb aber munter ostwärts bis Mitte Juni 1892, wo es im 35. Grad nördlicher Breite und 38½ Grad westlicher Länge gesehen wurde. Dann begann es eine Reihe von Zickzackfahrten und bewegte sich im Ganzen südwärts bis zum April 1893, worauf es nach Westen umbog und am 30. Oktober südwestlich von den Bermuda-Inseln gesehen wurde. Seitdem hörte man geraume Zeit nichts mehr davon, aber am 12. Mai d. J. wurde es abermals gesehen in 33 Grad nördlicher Breite und 73 Grad 41 Min. westlicher Länge. Man schätzt die Entfernung, welche dieses Wrack während der letzten 2½ Jahre treibend durchmessen hat, auf mehr als 7000 Seemeilen.

Ein am 13. März 1891 bei Kap Hatteras verlassenes Schiff, der „Wyer G. Sargent," hat sich mit einer werthvollen Ladung Mahagoniholz bis zum Dezember 1892 umhergetrieben und mindestens 5500 Meilen zurückgelegt. Versuche, das Wrack zu finden und heimzuschleppen, sind jedoch fehlgeschlagen. Die meisten Wracks waren, wie die statistischen Erhebungen ergeben, mit Holz beladen und die Dauer ihres Umhertreibens auf dem Ozean überhaupt ist durchschnittlich 30 Tage, jahrelanges Umherirren gehört also zu den Ausnahmen. Die Schwierigkeit, solche Wracks zu beseitigen, ist übrigens nicht gering. Der Kreuzer „San Francisco" vermochte zum Beispiel selbst durch fünf Torpedos das Wrack des Schooners „Tristo" nicht vom Seespiegel zu vertilgen und mußte es erst rammen, um den Schiffskörper zu zerstören und zum Sinken zu bringen.

Die erste Zeitung in Bulawayo.

Aus London schreibt man: Vor mir liegt ein merkwürdiges Dokument, welches in künftigen Tagen für Sammler und Bibliotheken einen Geldwerth haben wird, der weit über seinen jetzigen Preis hinausgehen dürfte, welcher jetzt einen englischen Sixpence, also eine halbe Mark, beträgt. Es ist die erste Zeitung, die in Bulawayo erschien, welches vor wenigen Monaten noch der Kraal des Königs Lobengula war, den man, unter dem Vorgeben, europäische Civilisation zu verbreiten, so jämmerlich zu Tode gehetzt hat. Die Zeitung „Matabele Land News and Mining Record" ist lithographirt, denn so rasch auch die Art und Unart der Weißen dorthin vordrängt—namentlich in der Form von Bier und Schnaps—zu einer Buchdruckerpresse hat man es noch nicht gebracht. Das Blatt hat 10 Seiten gewöhnlichen Schreibpapiers und macht äußerst geringe Ansprüche auf Kalligraphie, ja manche Theile, in nachlässiger Schreibschrift, sind nur unvollkommen zum Abdruck gelangt und stellenweise ganz unleserlich. Ein großer Theil des Inhalts besteht aus Anzeigen: Landverkäufe des geraubten Grund und Bodens, Versteigerung von Pferden, Empfehlung von Gasthäusern, Billardräumen, Trinkbuden; Feldmesser und Goldminen-Inspektoren zeigen sich an, auch eine Fahrpost zu hohen Preisen. Ein Hotel für Freimaurer meldet, daß es einen französischen Koch angestellt hat. Auch zwei Advokaten bieten bereits ihre Dienste an, ebenso ein Arzt, deutschen Namens (Dr. Klingsberg). Wein kostet einen bis anderthalb Shilling das Glas. Bier, welches als ein article de luxe bezeichnet wird, sechs Shilling die Flasche, aber die durstigen Seelen sehen hoffnungsvoll der Gründung einer Brauerei entgegen, welche die Flasche zu zwei Shilling verkaufen soll. Statt des beabsichtigten Denkmals für den im Kampf gefallenen Major Wilson und seiner tapferen Leute soll nun deren Andenken durch Gründung eines Hospitals verewigt werden; ihre Leichen werden bei den merkwürdigen Ruinen von Zimbabye die endliche Ruhe finden. Es folgen allerlei Lokal-Personalien, wie sie in einem wenig zahlreichen Kreise von Kolonisten breit getreten werden. Das „Native Problem" wird in dem einzigen Leitartikel des Blattes behandelt.

Kameele in Australien.

Vor Kurzem hat der Führer der australischen Elder-Expedition (genannt nach dem, der sie ausschließlich auf seine Kosten ausrüstete) ein Tagebuch veröffentlicht. Im Ganzen wurden vom 2. Mai 1891 bis zum 4. April 1892 4279 englische Meilen zurückgelegt, davon 2745 durch bisher unerforschtes Gebiet. Lindsay führte 40 Kameele mit sich und hatte Gelegenheit, immer von Neuem die an's Wunderbare grenzende Widerstandsfähigkeit dieser Thiere gegen den Durst zu beobachten. Einmal mußte die Expedition 536 Meilen durch völlig wasserarmes Land zurücklegen, deshalb ging sie auch mit dem Wasser, das sie mit sich führte, sehr sparsam um. Man gebrauchte 35 Tage, um die ebengenannte Strecke zurückzulegen. Am zweiten Tage erhielten die Kameele je drei Gallonen Wasser, am achten je zweieinhalb und erst am 25. wieder je zweieinhalb. In 17 Tagen also genossen die Thiere keinen Tropfen Wasser, während ihre feste Nahrung nur aus vertrockneten Gräsern bestand, und doch war von wirklicher Erschlaffung wenig bei ihnen zu spüren. Freilich nahmen die Kameele unglaubliche Mengen Wasser zu sich, als man endlich die heißersehnte Quelle erreicht hatte, einige bis zu 20 Gallonen auf einmal, um schon nach kurzer Zeit das Saufen mit ungeschwächter Lust fortzusetzen. Auf einer anderen Strecke erhielten sie sogar während eines Zeitraumes von 24 Tagen keinen Tropfen, so daß Lindsay wohl berechtigt ist, zu schreiben: „Wir waren stolz auf unsere Kameele." Hin und wieder traf die Expedition in dieser schrecklichen Einöde Eingeborene an, die in den meisten Fällen beim Anblick der Weißen erschreckt davonflohen, zum Theil aber auch ihre Furcht überwanden und sich den letzteren für kurze Strecken anschlossen. Einmal nahm eine Truppe von Wilden auch eine feindselige Haltung an, aber als sie die Kameele auf sich zueilen sahen, ergriffen sie entsetzt die Flucht: Thiere von so fürchterlichem Aeußeren hatten ihre Augen noch nie gesehen. Es empfiehlt sich also aus mehr als einem Grunde, den unerforschten Theil Australiens mit Hilfe von Kameelen zu durchqueren. Ohne sie wäre die Elder-Expedition dem Schicksal des Verdurstens wohl kaum entgangen und vielleicht auch nicht dem Untergang durch die Speere der Eingeborenen.

Die Verwendung von Katzen bei Kabellegungen.

Dem Netz von Telegraphen- und Telephondrähten, das sich immer dichter über die Häuser und Straßen unserer Großstädte spannt, entspricht unter der Erde ein Gewirr von Röhrenleitungen, in denen Trink- und Nutzwasser, Gas- und Heißluft den Wohnungen zugeführt werden, während in anderen die Kabel der elektrischen Telegraphie, der auswärtigen Fernsprechverbindungen und der elektrischen Beleuchtung untergebracht sind. Man führt die Kabel in Röhren, um nicht nur bei Bruch oder anderwärtigen Verletzungen derselben die Ausbesserung vornehmen zu können, ohne das Straßenpflaster Hunderte von Meter weit aufreißen zu müssen, sondern auch leicht bei Steigerung des Betriebes ein dünnes Kabel durch ein dickeres ersetzen, oder dem ersteren ein zweites hinzufügen zu können. Wie bekommt man aber das Ersatzkabel für ein zerrissenes, oder ein zweites neben dem ersten in die Röhren hinein, ohne diese freizulegen? wird der Leser fragen. Und die Antwort lautet: Mit Hilfe von Katzen! Man bindet nämlich einer solchen, bereits auf das Durchkriechen von kurzen Röhren dressirten Thiere eine Schnur um den Hals und schiebt es in die Röhrenleitung hinein. Ist diese sehr lang, so muß wohl auch dadurch nachgeholfen werden, daß man Lärm macht, wohl gar einen schwachen Pistolenschuß abfeuert. Da die Katze sich in der engen Röhre nicht umzuwenden vermag, so kriecht sie nothgedrungen vorwärts und zieht den Faden hinter sich her. Spürt sie erst den Luftzug von der anderen Seite, so eilt sie schnell vorwärts. Sobald sie den gegenseitigen Ausgang erreicht hat, ist durch die an ihrem Halse befestigte Schnur die Verbindung hergestellt. Man zieht zuerst mittelst der dünnen Schnur einen festen Strick, und an diesem dann das Kabel durch die Röhren durch. In England verwendet man zu diesem Zwecke Dachshunde. Diese sind williger und klüger, aber sie vermögen nicht so enge Röhren zu durchkriechen, wie Katzen, die, sobald überhaupt nur ihr Kopf hineingeht, auch mit dem Leibe durch die längste Röhre kommen. Dagegen interessiren sich die intelligenteren Hunde bald für das Geschäft und folgen dann unermüdlich den längsten und winkeligsten Leitungen. So besitzt die Krampton-Gesellschaft in England einen kleinen Dachshund, der durch seine Leistungen Berühmtheit erlangt hat. Nur durch seine Hilfe sind in London viele tausend Kilometer von unterirdischen Röhrenleitungen zu Stande gekommen. Der wackere Teckel scheint sich aber auch seiner Wichtigkeit bewußt zu sein, denn er entwickelt einen gar nicht todt zu machenden Kriecheifer, während selbst die beste abgerichtete Katze stets nur widerwillig und gezwungen an das Geschäft geht.

Von Nero sollen ein Paar Sandalen herrühren, welche sich im Besitze der Königin von Italien befinden.

Aus dem „Arizona Kicker."

In peinlicher Lage. Unsere Leser mögen entschuldigen, wenn sie den „Kicker" diese Woche zwei Tage später als gewöhnlich in die Hand bekommen und nicht die übliche Fülle lokalen und editoriellen Stoffes darin finden. Wir erhielten vergangenen Samstag eine Einladung zu einem Ausflug in die Bill Williams-Berge und nahmen dieselbe auf Anrathen unseres Hausarztes an. Die Gesellschaft bestand aus fünf Herren von Cincinnati, einem Dichter aus St. Louis und einem Zeichner aus Chicago. Am Morgen des zweiten Tages schlugen wir dem Zeichner vor, ihm eine bemerkenswerthe Felspartie in der Nähe unseres Lagers betreffs Skizzirung zu zeigen, und der Dichter, welcher gerade einen wildromantischen Stoff brauchte, schloß sich uns an. Wir waren noch nicht lange an Ort und Stelle, als vor uns ein mächtiger Grizzly-Bär auftauchte, der offenbar etwas suchte. Das Erstaunen über die Begegnung war ein gegenseitiges, die Freude darüber schien indeß gänzlich auf der anderen Seite zu sein. Der Zeichner schlug sich rechts hinter die Felsen, der Dichter links in's Gebüsch und so an die 60 Sekunden standen wir dem Petz Aug in Aug gegenüber, mit dem undeutlichen Bewußtsein, daß sich nun etwas ereignen würde.

Die Bestie hielt uns vermuthlich für ein gefundenes Fressen. Sie näherte sich uns. Es wundert uns heute noch, wie rasch wir auf einen Baum in der Nähe gekommen sind, und doch war es um ein Haar zu langsam. Als wir wieder zum Bewußtsein kamen, saßen wir 20 Fuß über der Erde auf einem Ast, unter uns den Bären, der erstaunt und enttäuscht aufwärts blickte. Auf seinen Streifzügen mag er wohl schon ab und zu einem Zeitungsredakteur aus Arizona, der Selbstmord begangen, begegnet sein, aber einen lebendigen hatte der Grizzly kaum je zuvor gesehen. Offenbar fühlte er sich in seinen Erwartungen getäuscht, und sein Schmerz darüber hätte uns fast ergriffen. Natürlich dachten wir, der Kerl würde nun weiter trotten, um den Zeichner oder den Dichter aufzufressen. Mit Nichten. Nach Herausgeberfleisch lechzte er und war gern bereit, zu warten.

Es war 10 Uhr Vormittags, als wir den Baum bestiegen. Am folgenden Morgen waren wir noch oben und der Bär unter uns. Romantisch kam uns die Situation nicht vor, und auch der Bär schien nicht alle Bequemlichkeit zu haben. Die Schlaflosigkeit setzte uns einigermaßen zu, aber auch unser Bär hatte darunter zu leiden und das gewährte uns einen gewissen Trost. Wir hatten wach zu bleiben, um nicht unseren Halt zu verlieren, und er mußte ein Gleiches thun, damit wir ihm nicht entwischen konnten.

Gegen Mitternacht entdeckte ein großer schöner Berglöwe unsere Lage und näherte sich so hoffnungsfreudig, daß wir förmlich Mitleid mit ihm empfinden mußten, wie er endlich den wirklichen Stand der Dinge ausfand. Der Grizzly in seiner Selbstsucht wollte mit keinem Zweiten seinen Fund theilen und nach einer Stunde vergeblichen Umherschleichens machte sich der Berglöwe auf den Weg nach dem Lager, um zu sehen, ob er dort vielleicht etwas Gutes für sich selbst erwischen könnte.

Wir konnten nicht nach dem Lager, um die Herren zu warnen und diese suchten uns in einer ganz falschen Richtung. Nachdem wir nun volle 27 Stunden auf unserem Fleck gesessen, fast beständig der Bestie in die Augen starrend, begannen wir eine Veränderung im Ausdruck des Bären zu bemerken. Eine Stunde später schloß er den Rachen, warf uns noch einen langen, verächtlichen Blick zu und trollte davon.

Als wir im Lager ankamen, entschuldigten sich die Herren wiederholt, aber wir hielten uns nur so lange auf, als wir brauchten, um unser Maulthier zu satteln. Es verlangte uns, den Doktor zu sehen, der uns die Bergluft verordnet hatte; aber dieser sah uns schon von der Ferne aus kommen und war ausgerissen.

Noch heute ist es uns unmöglich, zu der klaren Empfindung zu kommen, daß wir auf festem Boden sind, und alle zwei oder drei Minuten strecken wir instinktiv die Hände aus, um uns an etwas zu halten, und unsere Haare stehen noch immer zu Berge. In ein paar Tagen werden wir wieder hergestellt sein, und die nächste Nummer des „Kicker" wird in jeder Beziehung sich ebenbürtig sein wie gewöhnlich.

Wirklich keine Kleinigkeit ist der 16 Jahre alte Hassan Ali, der zur Zeit in Castans Panoptikum in Berlin vor die Oeffentlichkeit tritt. Schon wenn man die Hände des jungen Riesen betrachtet, die, Wurfschaufeln nicht unähnlich, von der Handfläche bis zur Fingerspitze je 33 Centimeter messen, bekommt man einen gewissen Respekt, und wenn man dann die ganze, 2.40 Meter lange Erscheinung in's Auge faßt, kommt man sich unendlich winzig vor. Hassan Ali ist in Egypten geboren. Im mohammedanischen Glauben erzogen und an diesem Glauben treu festhaltend, verschmäht er jeglichen Genuß von geistigen Getränken. Die abnorme Größe seiner Glieder gibt den Zuschauern selbstverständlich Veranlassung zu manchem Kalauer. Die hübscheste Bemerkung aber machte doch ein etwa vier Jahre alter Knabe, als er sich an seinen Vater wendend fragte: „Du, Papa, den langen Laban haben doch gewiß zwei Störche bringen müssen?"

Bekämpfung der Mäuseplage.

Eine neue bemerkenswerthe Mittheilung über die Bekämpfung der Mäuseplage mittelst des Löffler'schen Mäuse-Typhusbazillus gibt Dr. E. Kornauth im „Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde."

Die von Professor Löffler in Griechenland erzielten Erfolge veranlaßten auch das österreichische Ackerbauministerium, der Angelegenheit näher zu treten, da viele Theile Oesterreichs sehr von Mäusen zu leiden haben. Mit der Leitung der Versuche wurde die kaiserl. königl. landwirthschaftlich-chemische Versuchsstation in Wien und von dieser Herr Dr. Kornauth betraut. Den landwirthschaftlichen Vereinigungen, Gemeinden und Großgrundbesitzern, die sich auf die Einladung hin gemeldet hatten, wurden eine Anzahl von Kulturröhrchen, in welchen sich gezüchtete Mäuse-Typhusbazillen befanden, nebst einer Gebrauchsanweisung übersandt. Die Kulturen sollten in gekochtem Wasser zertheilt und mit der so erhaltenen Flüssigkeit haselnußgroße Weißbrodstücke getränkt werden, von denen dann je eins in ein Mäuseloch zu werfen war. Nach Verlauf weniger Tage bis mehrerer Wochen liefen auf der Versuchsstation bereits frische oder in Spiritus aufbewahrte Mäusekadaver ein, die man auf den Versuchsflächen aufgefunden hatte. Die stets sofort vorgenommene bakteriologische Untersuchung der Kadaver ergab mit voller Sicherheit, daß die Mäuse am Mäuse-Typhus zu Grunde gegangen waren. Es wurden darauf an die Versuchsansteller Fragebogen versendet, von denen 36 ausgefüllt zurückkamen. Unter den 36 Berichterstattern hatten 30, das ist 83.3 vom Hundert, einen thatsächlichen, theilweise glänzenden Erfolg; wahrscheinlich Erfolg fanden 3, das ist 8.3 vom Hundert, und ebenso viele hatten keinen Erfolg zu verzeichnen. Zahlreiche Versuchsansteller haben angegeben, daß ihre bereits verloren gegebene Ernte durch das angewendete Mittel gerettet sei. Ebenso hatten in verschiedenen Schulen und Privathäusern, auch in der Wiener Thierarzneischule und einer der bedeutendsten Wiener Blumenhandlungen eingeleitete Vertilgungsversuche gegen Hausmäuse besten Erfolg; die Thiere verschwanden nach kurzer Zeit (8 bis 10 Tagen) wie durch Zauberei, nur ihre Kadaver wurden hier und da aufgefunden. Manche Berichterstatter hatten keine kranken oder todten Feldmäuse gefunden, während doch die typhuskranken Mäuse nach den Beobachtungen Professor Löfflers sich auf die Oberfläche der Felder u. s. w. begeben und dort wie gelähmt einherschleichen sollten. Bei den Hausmäusen und in geschlossenen Räumen ist dies auch beobachtet worden, bei den Feldmäusen dürfte es aber schwieriger wahrzunehmen sein, weil die zahlreichen Feinde der Mäuse die kranken Thiere um so leichter erhaschen und verzehren können. Damit im Einklange steht auch die Beobachtung, daß an manchen Orten seit dem Auswerfen der Köder auffällig viele Katzen auf die Versuchsflächen gingen. Nach den gewonnenen Ergebnissen kann jedenfalls der Werth des Löffler'schen Mäuse-Typhusbazillus für die Mäusevertilgung als sicher gestellt betrachtet werden. Die Mißerfolge können verschiedene Ursachen haben; namentlich muß bei Ausführung der Versuche berücksichtigt werden, daß direktes Sonnenlicht den Bazillus getödtet, daß der Nährboden nicht eintrocknen darf und daß zum Gelingen der Ansteckung auch eine gewisse Menge des Ansteckungsstoffes nothwendig ist; bei zu geringer Menge findet manchmal nicht nur keine Ansteckung statt, sondern das Thier wird sogar unempfindlich gegen die Krankheit, indem sich sein Organismus langsam jenen Veränderungen anpaßt, welche durch die Mikroorganismen hervorgerufen werden. Die Beschickung der Mäuselöcher erfolgt am besten Abends nach Sonnenuntergang oder im Schatten, und es sollen möglichst nur frisch von den Mäusen gegrabene Löcher beschickt werden. Folgt auf die Beschickung ein Regen, so ist das Verfahren zu wiederholen. Die Brodstückchen sind möglichst tief in die Mäuselöcher zu legen, damit nicht andere Thiere sie aufnehmen.

Eine eigenthümliche Spielhölle wurde in der Calle Major in Madrid aufgehoben. Als die Polizeifunktionäre eindrangen, fanden sie—eine kleine Kapelle vor, auf deren Altar ein Herr stand und predigte, während die übrigen Anwesenden knieten und beteten. Die Polizei ließ sich aber nicht verblüffen, sondern durchsuchte die Kirche genau und fand, daß sich die Kirche durch einen mechanischen Druck in einen Roulettesaal und umgekehrt dieser wieder in das Bethaus verwandeln lasse. Die Spieler rekrutirten sich aus der besten Gesellschaft Madrids und dürfte die Sache ein interessantes Nachspiel vor Gericht haben.

Verdi, so wird aus Genua geschrieben, sah neulich Ricordi bei sich. „Wissen Sie schon, daß ich eine neue Oper schreibe?" rief er ihm entgegen. —„So ist es also wahr?" rief der Verleger freudigst überrascht. — „Gewiß muß es wahr sein," erwiderte Verdi. „Ich habe es ja selber in der Zeitung gelesen."

Messing und Kupfer lassen sich mit einer Mischung von Salz und Essig leicht reinigen.